

## Tagungsrückblick

Von Professor Dr. Peter Bubmann

**Tagung »Musik und (ihre) Mission. Im Schnittfeld von Gemeindeentwicklung und empirischer Forschung«, Sozialwissenschaftliches Institut der EKD, Kloster Volkenroda, 22.-24.6.2009.**

**Der Autor lehrt an der Universität Erlangen Praktische Theologie**

Die Aufgabe des wissenschaftlichen Beobachters bei einer solchen Tagung ist, kritische Rückfragen zu stellen, systematisch zu bündeln und offene Problemlagen zu benennen. In diesem Sinne rekapitulieren die folgenden Anmerkungen den Gang der Tagung und versuchen am Ende in einigen Thesen ein Resümee zu ziehen.<sup>1</sup>

### I. Zu den Beiträgen der Tagung

Von Musik wird gesprochen, als sei sie ein handelndes Subjekt. Leicht kommt es dabei zu einer nicht unproblematischen Ontologisierung und Personalisierung der »Musik«. Solche singularische Rede von »Musik«, wie sie die Tagung im Titel trägt, hat auch der Tradition ermöglicht, theologisch von *der Musik* zu reden und so etwas wie eine Theologie *der Musik* zu entwickeln.

Das hat bei unserer Tagung auch ausgiebig *Jochen Arnold* getan, der verdichtet die wichtigsten theologischen Perspektiven einer lutherischen, trinitarischen theologischen Wesensbestimmung der Musik lieferte. Der Sinn solcher Überlegungen liegt primär darin, normative Zielbestimmungen für den Umgang mit Musik in Kirche und Gesellschaft anzuzeigen.

Ich halte solche normativen Zielbestimmungen für legitim und wichtig. Doch sind daneben auch unbedingt phänomenologische Beobachtungen zum musikalischen Verhalten unabdingbar. Dann kann man von »Musik« eigentlich nicht mehr im Singular sprechen. Es geht um ganz verschiedene Formen musikalischer Wahrnehmung und musikalischen Verhaltens bzw. Handelns. Auch Arnold holte unter dem Aspekt des ersten Glaubensartikels (Schöpfung) ansatzweise solche Phänomene ein: In Musik (ich würde eben lieber sagen: in den vielfältigen Möglichkeiten musikalischen Verhaltens) bilden sich Grundmöglichkeiten des Menschseins ab: Rezeptivität und Aktivität, die Fähigkeit zu Loben, über sich hinaus zu gehen, Texte zum Ausdruck zu bringen und Emotionen zu zeigen. Notwendig ist daher (und das unterstreiche ich hier einmal ganz dick) eine *theologische Anthropologie musikalischen Verhaltens*.<sup>2</sup>

Im Blick auf den zweiten Glaubensartikel (also das Bekenntnis zu Jesus Christus) rekurrierte Arnold auf biblische Stellen zur Musik. Hier blieb

mir der hermeneutische Zugang unklar. Warum sollte es für uns Heutige wichtig sein, ob der irdische Jesus gesungen hat? Muss man wirklich philologische Details bemühen, um aufzuweisen, dass Musik auch verkündigen kann? Wenn schon normativ-dogmatisch argumentiert wird, dann vielleicht doch noch etwas mutiger unter Heranziehung heutiger Symboltheorien (etwa nach Suanne K. Langer oder der Ritualtheorie Victor Turners)!

Eine gute Dogmatik der Musik müsste m.E. Zielvorstellungen des gelingenden Umgangs mit Musik im Kontext christlichen Glaubens formulieren, die ansetzen an phänomenologisch beschreibbaren Wirkungen von Musik. Deshalb verfolge ich selbst den trinitarisch-geisttheologischen Ansatz, der genau diesen Brückenschlag von einer Phänomenologie musikalischen Verhaltens und musikalischer Wirkungen zu theologischen Zielbestimmungen des Handelns leisten soll.<sup>3</sup>

Das wäre etwa zu erproben an der von Arnold richtig ins Spiel gebrachten These, dass die »Mission der Musik« zunächst der Osterjubiläum sei. Hier wäre anzuknüpfen an musikpsychologischen wie musiksoziologischen Beobachtungen, dass Klänge und Rhythmen Menschen umstimmen und aufrichten können, also auch neue Lebensmöglichkeiten aufschließen und Lebens-Transformationen anstoßen können.

Ich halte den dogmatischen Zugriff auf Musik also grundsätzlich für wichtig (und nicht für ein binnentheologisches Glasperlenspiel), weil er die Brücke schlägt zwischen Zielbestimmungen christlichen Lebens und musikalischem Verhalten. Die Leitfrage hieße dann: Was trägt Musik bei (bzw. was soll sie beitragen) zur christlichen Lebenskunst (inkl. Liturgie)?<sup>4</sup> Hierfür gibt Arnold

wichtige Hinweise: Musik ermöglicht die ganzheitliche Zuwendung zu Gott, zum Anderen und zu sich selbst.

An dieser Stelle wäre ethisch noch weiter zu differenzieren und zu fragen: Welches musikalische Verhalten ist als destruktiv und glaubensbehindernd zu bestimmen? Es gibt doch auch Gleichschaltung durch Musik, ungute Ausschaltung von Rationalität und Einstimmung in Scheinharmonien. Hier muss eine Ethik der Musik einsetzen, die als evangelische Verantwortungsethik selbstverständlich nicht überzeitliche »Gesetze« formuliert, sondern situativ je neu im jeweiligen Kontext danach fragt, welches musikalische Verhalten mit den Zielbestimmungen des christlichen Lebens kompatibel ist und welches nicht.

*Stefanie Rhein* und *Thomas Feist* haben in ihren Beiträgen beide für einen primär rezeptionsästhetischen Ansatz plädiert: Entscheidend sei, wie Menschen musikalisches Erleben deuten. Dazu muss bei der subjektiven Musikerfahrung angesetzt werden. Diese wiederum hängt von vielen Faktoren ab, weshalb sich vielerlei Nutzungsmotive unterscheiden lassen (Unterhaltung, Identifikation, soziale Motive, Information etc.). Im Hintergrund solcher Analysen steht (im Anschluss an Ulrich Beck und Gerhard Schulze) die soziologische Individualisierungsthese: Die Individuen betreiben ihre Selbstsozialisation als eigene Wahl von Symbolwelten und kulturellen Codes. Offen blieb bei dieser Diagnose zunächst, wie die Kirche(nmusik) darauf reagieren sollte: Soll sie vielfältige Symbolwelten für die frei wählenden Subjekte anbieten (und sich damit möglicherweise hoffnungslos überfordern)? Oder soll sie auf eine eigenständige Gegenkultur setzen, in diese hineinsozialisieren und dauerhafte Verbindlichkeit stiften (so die katholische Lösung)?

*Thomas Feist* brachte eine dritte Möglichkeit ins Spiel: Die Kirche möge Räume für solche musikalischen Akteure bereitstellen, die sich selbst als religiös verstehen. So wird die Kirche zur Bühne unterschiedlicher religiöser Selbstdarstellungen. Feist hob dabei vor allem auf das Konfliktpotential ab, das die Frage »Wer darf auf diese Bühne?« mit sich führt.

Sein Plädoyer für die kulturell gastfreie Kirche teile ich voll und ganz. Auch mag er Recht haben, wenn er so stark auf die Machtkämpfe ums kulturelle Kapital (Pierre Bourdieu) abhebt und die Fragen der Anerkennung kultureller Lebensstile in der Kirche thematisiert. Aber: Wenn »christliche Populärmusik« nur mehr ein »Label« ist, das benötigt wird, um

zu signalisieren, dass bestimmte kulturelle Mittel kompatibel mit dem christlichen Leben sind, und es also primär um Anerkennung von Teilkulturen im Kampf um anerkannte kirchliche Kultur geht, stellen sich doch weitere Fragen: Wird hier das Attribut »christlich« nicht doch zu stark funktionalsoziologisch gebraucht und aller Inhaltlichkeit entkleidet, nur reduziert auf die Frage der Beheimatung, also dem Irgendwie-Dazugehören zur Institution Kirche?

Mich hätte genauer interessiert, was Phänomene der Popmusik mit christlichem Glauben zu tun haben können:<sup>5</sup> Welche Rolle popkulturelle Musikstile für Vergemeinschaftungsprozesse genau spielen, welche Bedeutung das Mitsingen einfachster Melodieteile besitzt, was die ständige Wiederholung einfacher Motive auslöst, wie Sound Beheimatung, Schutz und Trost erfahren lassen etc. Mir fehlte an dieser Stelle also eine religionsphänomenologische (und darin sowohl musikpsychologische wie musiksoziologische) Bestimmung der religiösen Wirkungen auch von Popmusik. Eine rein wissenssoziologisch operierende Labeling-Theorie bleibt m.E. diesbezüglich unterkomplex. Anders gesagt: Musik wird nicht allein dadurch christlich, dass ein evangelikaler Verlag sie als solche etikettiert! Sondern: An ihren Wirkungen erweist sich ihr christlicher Charakter, also daran, ob sie Lobpreis, Trost, Bekenntnisgemeinschaft, Versöhnung etc. tatsächlich ermöglicht oder nicht. Um das herauszubringen sind qualitative Methoden der Sozialforschung unerlässlich, die quantitativen empirischen Methoden sind dazu nur sehr eingeschränkt tauglich.

Es ist vorwärts weisend, dass *Jochen Kaiser* den Versuch wagt, über qualitative Erhebungsmethoden herauszubringen, welche Erlebnisse Menschen mit Musik im Gottesdienst machen und wie sie diese zu Erfahrungen interpretativ verdichten. Die von ihm gewählte Methode des Schreibaufbaus mit einem Impulsmedium hat offenbar produktiv gewirkt. Die Vielfalt der Ergebnisse seiner Studie muss der Analytiker typologisch vereinfachen und systematisieren. Über die dazu gewählten Kriterien lässt sich immer trefflich streiten. Gut ist, dass überhaupt ein Anfang gemacht ist. Immerhin lässt sich schon klar erkennen, dass das Singen von besonderer Valenz für religiöse Erfahrung ist.

Offen blieb, ob bestimmten Glaubenstypen (etwa den Feiertagschristen) auch bestimmte Erlebnis-Typen entsprechen. Auch wirkte die Auswahl der Probanden noch etwas zufällig. Aber angezielt wurde ja keine repräsentative Studie. Gespannt darf man sein, was normativ aus den empirischen Be-

funden zu folgern ist: Soll das Singen ganz ins Zentrum der gottesdienstlichen Kirchenmusik rücken (etwa auch auf Kosten des Orgelspiels), weil es offenbar die höchste religiöse Bedeutung hat?

*Julia Wolf* beschrieb in ihrem Bericht über das Musikprojekt soziale Veränderungen, die durch musikalische Arbeit induziert wurden. Musik kann also sozialpädagogisch wünschbare Effekte haben und soziale »soft skills« fördern. Diese Beobachtungen ließen sich einordnen in den Kontext einer »musikalischen Friedenserziehung«.<sup>6</sup>

Zu fragen bleibt: Sind zur Erreichung sozialpädagogisch gewünschter Wirkungen die Inhalte, Texte und Kontexte letztlich beliebig oder zweitrangig? Deutlich wurde mir: Die Theorie der Kirchenmusik muss die Theorie und Praxis der ästhetisch-kulturellen Arbeit mit Musik im Kontext sozialer Arbeit besser wahrnehmen. Dazu wäre etwa der Kontakt zu entsprechenden Professuren für kulturell-ästhetische Bildung an Fachhochschulen für Sozialpädagogik/soziale Arbeit zu suchen.

*Isabel Laack* berichtete von ihrem religionswissenschaftlichen Forschungsprojekt in Glastonbury. Wichtig und vielversprechend sind ihre Hinweise auf die Methodik (teilnehmende Feldforschung, Interviews) und auf sonst weniger beachtete Quellen (»graue Literatur«). Unmittelbar einleuchtend ist mir auch ihre Hauptthese, Musik sei ein sinnliches Medium, trage aber in sich keine eindeutige Botschaft und sei gerade deshalb geeignet zur Herstellung temporärer Gruppenidentitäten.

Hier kann weiter gefragt werden: Warum ist gerade die Musik besonders geeignet zu solcher Identitätsstiftung? Was ist genau das »Sinnliche« und das »Sinn bildende« an der Musik? Ich deute nur einige Antwortrichtungen an, denen weiter gefolgt werden könnte: Musik ist ein leicht speicherbares Medium, leicht anschlussfähig an moderne Mobilität und gut auch in großen Gruppen zugänglich (was für die Bildkunst schwieriger ist). Identifizierungen sind rasch anhand typischer Sounds und rhythmischer Muster möglich. Vor allem aber: Musik ist eben ein Hörsinn, anthropologisch eng verwoben mit archaischen Wahrnehmungsfunktionen von gefährlicher Fremdheit und beheimatender Vertrautheit. Zur Deutung der interessanten Befunde der Studie legt es sich nahe, neben grundlegend anthropologischen Überlegungen zur Musik auch musikpsychologische und ästhetische Theorien heranzuziehen. In jedem Fall sollte die kirchliche (und religionssoziologische) Musikforschung alle Ansätze einer religionswissenschaftlichen Erforschung von Musik genau

wahrnehmen und den Kontakt zu solchen Forschungsteams wie in Heidelberg halten!

*Matthias Hanssmann* berichtete von christlichen Gemeindemusikschulen und bewegte sich dabei primär auf der Ebene normativer Erwartungen an Musik (»erhoffte Wirkungen«), wie sie in Leitbildern solcher Einrichtungen formuliert werden. Damit wies er exemplarisch darauf hin, dass auch die Analyse solcher Leitbilder und institutionell verankerter Bildungsprogramme zu den Forschungsgegenständen einer auf die Praxis bezogenen Kirchenmusikforschung gehören muss.

Die tatsächlichen Effekte von Gemeindemusikschulen auf die Gemeindeentwicklung<sup>7</sup> empirisch nachzuweisen, wäre spannend, bedürfte jedoch eines komplexen und anspruchsvollen methodischen Forschungsdesigns. Damit wären zugleich Grundfragen der kirchensoziologischen Forschung berührt: Lässt sich die Lebendigkeit von Gemeinden mit Methoden empirischer Sozialforschung messen?

*Christiane Schwerdtfegers* beeindruckender Bericht über ihre nebenamtliche Tätigkeit ist ein Beispiel von »best practice«. Die präzise Beschreibung solcher gelingender kirchenmusikalischer Arbeit dürfte das beste Medium sein, um motivierend ähnliche Projekte zu fördern und anzuregen. Zugleich führt ihr Beitrag zu einem Aspekt, der in einer umfassenden soziologisch informierten Kirchenmusiktheorie nicht fehlen darf: die Frage nach der berufssoziologischen bzw. professionstheoretischen Sicht kirchenmusikalischer Tätigkeit.

Das ist ein Defizit in der Kirchenmusikforschung, die höchstens am Rande über die besonderen Bedingungen neben- und ehrenamtlicher kirchenmusikalischer Tätigkeit reflektiert. Angesichts der durch finanzielle Engpässe prognostizierbaren Entwicklung der kirchenmusikalischen Beruflichkeit wäre hier wünschenswert, auch in der Kirchensoziologie der ehren- und nebenamtlichen Tätigkeit in der Kirche erhöhte Aufmerksamkeit zu schenken. Welche Chancen, Gewinne und Risiken liegen für die Betroffenen in ihrem Dienst, wie wirkt sich das auf die Identitätsprozesse Einzelner wie von Kirchengemeinden aus? Wo sind auch Grenzen dessen zu benennen, was im Neben- oder Ehrenamt geleistet werden kann?

*Wolfgang Richter* und *Joachim Dierks* ließen das Auditorium teilhaben an der Freude über den Erfolg ihrer Arbeit mit Gospelmusik. Bedenkenswert scheint mir vor allem die These, die englischen Texte ermöglichten Partizipation in Halbdistanz zum Glaubensinhalt.

Aber: Gilt das nicht genauso für lateinische Mess-Vertonungen? Gegenüber dem Pathos, mit dem hier für die Stilistik des Gospel geworben wurde, wäre zurückzufragen: Ist es nicht ein Charakteristikum fast aller musikalischen Formen von Liturgie und Spiritualität, dass durch die Verbindung mit Musik die Bestimmung von Nähe & Distanz zur Sache des christlichen Glaubens erleichtert wird?

*Petra-Angela Ahrens* stellte die wichtige Studie des SI zur Gospelbewegung vor. Es bestätigten sich vermutete Motive, die zum Gospelgesang bewegen bzw. Erfahrungen, die aus der Beteiligung an Gospelchören resultieren: vor allem »Freude am Singen« und »erhebende Gefühle durch gemeinsames Singen«. Dass solche starken Sozialerfahrungen nicht unmittelbar zur Mitwirkung im Gemeindeleben führen müssen, bestätigt ebenfalls alltägliche Beobachtungen.

Manche der Ergebnisse mögen zunächst erstaunen: GospelchorsängerInnen seien offener gegenüber verschiedenen Stilrichtungen als der Bevölkerungsdurchschnitt, hier finde sich eine Steigerung »geistlicher Bewegtheit« durch Musik. Aber (und darin liegt ein gewisses Manko der Studie): Es fehlen Kontrollgruppen aus anderen stilistischen Bereichen der Kirchenmusik. Ist es nicht vermutlich so, dass *alle* Formen kirchlicher Chorarbeit (vom Kinderchor bis

zur traditionellen Kantorei) davon zehren, dass Menschen hier eine besondere Form von Gemeinschaft erfahren und Freude am Singen erleben? Und könnte es sein, dass grundsätzlich bei Teilnehmenden an kirchlichen Chor- und Musikangeboten eine größere stilistische Offenheit vorhanden ist, einfach deshalb, weil sich hier bestimmte Milieus versammeln, die über ein größeres musikalisches Wahrnehmungsspektrum verfügen als der Bevölkerungsdurchschnitt? Da wäre es interessant, normale städtische Kantoreien zu untersuchen, die Windsbacher Knaben zu interviewen, oder Besucher in Taizé oder bei den Avantgarde-Musiktagen in Kassel zu befragen; oder noch konkreter: die (wohl kirchliche) Jugendgruppe, die bei der Abendandacht in Volkenroda unserem mehrstimmigen traditionell-kirchenmusikalischen Gesang beiwohnte.

Die Ergebnisse der Gospel-Studie sind ein wichtiger erster Schritt zur quantitativen religionssoziologischen Kirchenmusikforschung (und ergänzen die allzu spärlichen Daten der Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen der EKD). Sie sollten allerdings nicht als Munition im Stellungskrieg der kirchenmusikalischen Lobby-Gruppen missbraucht werden. Erst wenn vergleichbare methodische Forschungen zu anderen kirchenmusikalischen Bereichen vorlägen, wären vergleichende Aussagen möglich.

## II. Thesen

### A: Hinweise zur soziologischen Beschäftigung mit Kirchenmusik

1. Nötig ist ein hinreichend differenzierter Begriff von »Musik«.

»Der unscharfe und in seinem Singular eigentlich unmögliche Abstraktionsbegriff der Musik<sup>8</sup> verdeckt, dass sich unter seinem Dach höchst unterschiedliche Verhaltens- und Handlungsweisen verbinden: *Imagination* möglicher Klangereignisse, *Expression* und *Produktion* von Klängen (und Geräuschen), Harmonien und Rhythmen, *Speicherung* und *Notation* solcher Schallereignisse, deren *Distribution* in Form von Tonträgern und Notenmaterial und die *Rezeption* durch aufnehmende Subjekte – und das alles in einer Fülle von Stilrichtungen und Rezeptionsweisen. Meist werden unter »Musik« Klangereignisse verstanden, die nicht auf Sprache allein reduzierbar sind und die sich einer bewussten Gestaltung ihrer Variablen (Rhythmus, Melodie, Harmonie, Klang und Dynamik) verdanken.

Neben der musikalischen Struktur sind die Vermittlungsbedingungen von Musik (Ort, Zeit, Situation, Atmosphäre, soziale Bedingungen und Vermittlungsart: live oder medial) sowie die biographisch individuell geprägten Rezeptionsarten (motorisch-körperlich, assoziativ-emotional, emphatisch-einführend, analytisch-strukturell) für die unterschiedlichen Wirkungen von Musik (von der Entspannung bis zur religiösen Bewusstseinsweiterung) ausschlaggebend.«<sup>9</sup>

2. Der wissenssoziologische Ansatz, wie er bei einigen Beiträgen erkennbar wurde, ist wichtig, aber nicht ausreichend zur soziologischen Erfassung von Musik. Notwendig erscheint mir eine interdisziplinär angelegte »Anthropologie der Musik«.<sup>10</sup> Manche leitenden Theoreme (wie die Individualisierungsthese) wird man dabei nochmals (selbst-)kritisch auf den Prüfstand bringen müssen.
3. In die soziologische Forschung zur Kirchenmusik sollten auch religionsphänomenologische Betrachtungen integriert werden, dazu

auch religionspsychologische und medientheoretische Überlegungen. Die Eigenart und Struktur des Mediums Musik schränkt die Codierungsmöglichkeiten der Rezipienten ja auf spezifische Weise ein. Die Macht »der« Musik hängt an den spezifischen Kommunikationsbedingungen dieses akustischen Mediums. Davon kann auch eine soziologische Erforschung musikalischen Verhaltens nicht abstrahieren.

4. Die Vielzahl musikalischer Verhaltensweisen und kirchenmusikalischer Soziotope ist in den Blick zu nehmen. Gospelmusik kann da nur ein erster Anfang und ein Beispiel sein. Es fehlen bislang empirisch-soziologische Studien zu »normalen« kirchenmusikalischen Orten: Kinderchöre, Jugendchöre, Kantoreien, Bläserchöre etc. Solange diese nicht vorliegen, sollte man die Ergebnisse einzelner Feldforschungen nicht überbewerten (etwa um die Gospelbewegung aufzuwerten).
5. Der Vielfalt musikalischer Verhaltensweisen erfordert eine komplexe Methodik der Erforschung, d.h. eine Vielfalt empirischer Methoden in der Erforschung des kirchenmusikalischen Feldes: quantitative, qualitative, experimentelle Methoden (z.B. Hörversuche im »Hörlabor«), teilnehmende Beobachtung etc. Auch die Auswertung von Berichten von Akteuren und Beschreibungen musikalischer Erfahrungen sind als Quellen zu nutzen. Das bedeutet, dass auch hermeneutisch-analytische Methoden heranzuziehen sind.
6. Nur zur Erinnerung ein Basissatz der Erkenntnistheorie und Ethik: Aus dem Sein folgt kein Sollen, d.h. aus empirischen Ergebnissen lassen sich nie unmittelbar normative Forderungen für die Zukunft ableiten. Es wäre etwa ein »naturalistischer Fehlschluss«, von der empirisch belegbaren Begeisterung mancher Bevölkerungskreise für Pop-Schlager bei der Trauung oder Beerdigung auf deren Notwendigkeit innerhalb der Kasualliturgien zu schließen. Die Fragen der einzusetzenden Musik in der Kirche erfordert eine komplex operierende »Ethik der Kirchenmusik«, die Zielvorstellungen kirchlichen Handelns in den Dialog mit den Interessen der Beteiligten und den Kontexten der Kirchenmusik bringt.<sup>11</sup>

## B: Kirchentheoretische und praktisch-theologische Überlegungen

7. Mission definiere ich als die *einladende Ausstrahlung des christlichen Glaubens*. Solche Ausstrahlung gehört zum Auftrag der Kirche. Das ist nicht identisch mit quantitativen Steigerungen der Kirchenmitgliedzahlen. Zunächst ist Mission eine Kommunikationsaufgabe, zu der auch modellhaftes Vorleben und eine gekonnte Verdichtung der symbolischen Darstellungsformen des Christentums in Fest & Feier gehört.
8. Für die Kommunikation des Evangeliums sind ästhetische Prozesse und Medien zentral: Hören & sehen, schmecken & spüren etc. Die Musik ist eine Hörkunst, die auch Imaginationen und Bewegungen auslösen kann. Sie stimuliert Emotionen und kann Ausdruck emotionaler Befindlichkeit sein, von inneren Erlebniswelten und spezifischen Zeiterfahrungen. Musikalisch-religiöses Verhalten drückt je eigene, persönliche Frömmigkeit aus und bleibt damit bezogen auf spezifische musikalisch-biographische Kontexte. Entsprechend hoch ist die *biografische Valenz* von Musik für *religiöse Identität*. Die Beschäftigung mit Musik gehört daher unabdingbar zur Erforschung von Religiosität und Frömmigkeit dazu.
9. In der Kirchengeschichte hat sich ein reichhaltiges, komplexes Angebot musikalischer Verhaltensoptionen im Kontext von Religion und Kirche entwickelt. In der pluralen Gesellschaft (auch der kirchlichen Szenen) entsteht damit das Problem der Auswahl zwischen verschiedenen Optionen (stilistischer und formaler Art). Die Auswahl der »richtigen« Musik führt zu Steuerungsproblemen, und dies nochmals gesteigert im Protestantismus. Denn kein zentrales Lehramt kann hier über die Musikauswahl einfach direktiv entscheiden; auch die »Oligarchie« musikalischer Experten ist ins Wanken geraten (schon lange entscheiden nicht mehr einfach die kirchenmusikalischen Experten über die Musik etwa bei Kasualien). Aber ist deshalb schon dem Markt religiöser Bedürfnisse im Medium der Musik Tür und Tor zu öffnen? Es ist notwendig, nüchtern wahrzunehmen, dass es binnenkirchliche wie gesellschaftliche Kämpfe um kulturelle »Hoheitsrechte« gibt, also Milieu-Auseinandersetzungen und deutliche Distinktionen. Geschmacksfragen

sind immer auch Machtfragen. Das führt zu kirchentheoretischen Fragen:

Wer hat das Sagen bei ästhetisch strittigen Entscheidungen?

Wo finden Entscheidungsprozesse statt (in synodalen Gremien, in Expertenrunden...)?

Wer macht sich zum Anwalt kirchengeschichtlich erreichter Differenzierungsgewinne musikalisch-religiöser Erfahrungen?

Wäre die Förderung *gemeinsamen* Singens über Milieu- und Generationengrenzen hinaus derzeit nicht die wichtigste Aufgabe?

10. Die nahe liegende Option, auf die Pluralisierungstendenzen auf dem Felde der (Kirchen-)Musik mit der Differenzierung des Angebotes zu reagieren, führt in ein Dilemma:

»Die Aufgabe einer Einheitsstiftung über Milieugrenzen hinweg erweist sich als äußerst anspruchsvoll, komplex und auch riskant.

Denn die nächstliegende (katholische) Lösung, eine eigenständige Kirchenkultur zu pflegen, also deutsche Gregorianik, spezielle von der Massenkultur unabhängige Rituale, Klänge, Bilder etc.) kommt im Protestantismus kaum in Frage. Sie kann ja nur funktionieren, wenn alle Milieus sich der regelmäßigen und kontrollierten Sozialisierung in diese Kultur unterziehen (weshalb die katholische Sonntagspflicht durchaus Sinn macht). Das aber ist im Protestantismus weder durchsetzbar noch theologisch zwingend. So bleiben nur zwei Lösungswege: Entweder wird sich Volkskirche in Milieu- und Lebensstilgemeinden auftrennen (was z.T. in den Großstädten bereits geschieht). Oder man verstärkt die Versuche, die verschiedenen Milieus einerseits in ihrer Eigenständigkeit zu pflegen und zu fördern, andererseits kulturelle Lernprozesse zwischen den Milieus zu initiieren und ein Minimum geteilter Religionskultur zu vermitteln. Ziel wäre die gegenseitige Verständigung oder wenigstens das gegenseitige Aushalten, worin die Kirche auch zum Modell für die Gesellschaft werden könnte. Das protestantische Ökumene-Modell der versöhnten Verschiedenheit ist also auch auf die innerkirchlichen interkulturellen Begegnungen zwischen kirchlichen Milieus anzuwenden. Dazu muss es pädagogisch gewendet werden: Die Begegnung mit der milieufremden, andersartigen Weise, religiöser Erfahrung Ausdruck zu verleihen, wird zu einer besonderen Herausforderung kirchlicher Bildungsarbeit. Eine plurale Volkskirche ist mehr als alle anderen Kir-

chenformen auf Orte der Begegnung der Verschiedenen und auf das Erlernen gemeinsam geteilter Symbolbestände angewiesen. Diese Herausforderung anzunehmen, ist eine vorrangige Aufgabe für alle Bildungseinrichtungen christlicher Gemeinden und religiöser Bildung, von der Kindertagesstätte, über den Schulunterricht und die Jugendarbeit bis hin zur Evangelischen Akademie.

Die Antwort auf die Ergebnisse der Milieu-Analysen besteht demnach nicht in einer ungebremsten Angebotssteigerung und -differenzierung, sondern in erhöhten Anstrengungen um elementare *und* interkulturelle ästhetisch-kulturelle Bildungsprozesse innerhalb der Kirche!<sup>12</sup>

### Anmerkungen:

<sup>1</sup> Dabei bleibt der Charakter eines aktuell nächtlich verfassten Berichtes erhalten und wird nur um einige Literaturhinweise ergänzt.

<sup>2</sup> Erste Hinweise dazu finden sich in: Peter Bubmann/Michael Landgraf (Hg.): *Musik in Schule und Gemeinde. Grundlagen – Methoden – Ideen. Ein Handbuch für die religionspädagogische Praxis*, Stuttgart 2006, 23-30.

<sup>3</sup> Vgl. Peter Bubmann: *Musik – Religion – Kirche. Studien zur Musik aus theologischer Perspektive*, Leipzig 2009, 13-28 u. 103-111, sowie Kirchenamt der EKD (Hg.): »Kirche klingt«. Ein Beitrag der Ständigen Konferenz für Kirchenmusik in der evangelischen Kirche von Deutschland zur Bedeutung der Kirchenmusik in Kirche und Gesellschaft (EKD-Texte 99), Hannover 2009, 20f.

<sup>4</sup> Dazu hat sich J. Arnold ja auch an anderer Stelle geäußert: Jochen Arnold: *Singen & musizieren*, in: Peter Bubmann/Bernhard Sill (Hg.): *Christliche Lebenskunst*, Regensburg 2008, 103-112.

<sup>5</sup> Vgl. dazu Peter Bubmann, *Musik – Religion – Kirche*, 41-55.

<sup>6</sup> Vgl. Peter Bubmann: *Musik und Friedenserziehung*, in: *Handbuch Friedenserziehung: interreligiös – interkulturell – interkonfessionell*, hg. von Werner Haussmann u.a., Gütersloh 2006, 418-422.

<sup>7</sup> Die neuere praktisch-theologische Diskussion favorisiert diesen Begriff gegenüber dem älteren des Gemeindeaufbaus.

<sup>8</sup> Christian Kaden, *Das Unerhörte und das Unhörbare. Was Musik ist, was Musik sein kann*, Kassel 2004, 19.

<sup>9</sup> Peter Bubmann, *Musik – Religion – Kirche*, 42.

<sup>10</sup> Vgl. Wolfgang Suppans gleichnamige Studie aus dem Jahr 1984.

<sup>11</sup> Vgl. dazu als Versuch einer Abwägung: *Kriterien und Perspektiven für gottesdienstliche Musik in einer sich verändernden Gesellschaft*, in: Irene Mildenerberger/Wolfgang Ratzmann (Hg.): *Klage - Lob - Verkündigung. Gottesdienstliche Musik in einer pluralen Kultur (Beiträge zu Liturgie und Spiritualität; 11)*, Leipzig 2004, 11-35.

<sup>12</sup> Peter Bubmann: *Musik – Religion – Kirche*, 176f . 